

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Georg Uecker
mit Daniel Bachmann
Ich mach dann mal weiter!**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

Prolog	9
Poli is ein glockes Fet	13
Lieber ein warmer Bruder als ein kalter Krieger ...	45
Wer Georg rumkriegt, hat gewonnen	61
Theater, Theater!	66
Raus aus Bonn	71
Und Rainer Werner Fassbinder fragte: »Willst du nicht mit ihm vögeln?«	79
Interrail!	84
Auf der anderen Seite der Theke	94
Berufswunsch: Unterhalter	103
Das große Ausprobieren	115
Schrauben sortieren in Köln-Bocklemünd	123
Wie man Sekundenschlaf lernt	126
Wer ist Carsten Flöter?	135
Die »Lindenstraße« macht Furore	144

Comingout	151
Heute fahren wir Stretchlimo	155
Held des Alltags	163
Ausnahmezustand	167
Der Tod gehört zum Leben	192
Am Aschermittwoch ist alles vorbei	200
Annus horribilis	208
Der Tipping Point	224
Der magische Flug	230
Carsten Flöter ist zurück	236
Sagen Sie mal, haben Sie sich liften lassen?	252
Go West!	259
Wir warten auf die »Lindenstraße«	267

POLI IS EIN GLOKES FET

In vielerlei Hinsicht war 1962 ein großartiges Jahr. Die Beatles brachten mit »Love me do« ihre erste Single heraus, mit »Dr. No« kam der erste James-Bond-Film in die Kinos, die Rolling Stones um Mick Jagger und Keith Richards traten zum ersten Mal auf, im Radio wurde die erste »Pumuckl«-Hörspiel-Folge gesendet und in einem Krankenhaus in Münchens Stadtteil mit dem wunderbaren Namen Gern brachte mich im November meine Mutter zur Welt. Da mein Vater Nürnberger mit ostfriesischen Wurzeln ist, während meine Mutter aus Oslo stammt, können wir hier durchaus von einer handfesten deutsch-norwegischen Gemeinschaftsarbeit sprechen, die fast zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges immer noch alles andere als selbstverständlich war. Während bei meinem Bruder ein Jahr zuvor die Geburt sehr dramatisch verlaufen war – meine Mutter litt während der Schwangerschaft unter einer schweren Nierenvergiftung, was dazu führte, dass mein Bruder noch vor dem Geburtstermin per Kaiserschnitt zur Welt kam –, blieb ich, wie man mir später sagte, im Soll: Ich kam nicht zu früh und nicht zu spät und vor allem kam ich da raus, wo ich neun Monate zuvor reingekommen war. Die Geburt verlief im Großen und Ganzen normal, und nach un-

gefähr acht Stunden war ich auf der Welt – »ein rundes, fröhliches Ding«, wie mich meine Mutter liebevoll beschrieb. Mir gefällt diese Beschreibung, denn ein fröhlicher Optimismus zieht sich durch mein Leben. Trotz der vielen dunklen und tiefschwarzen Momente, von denen hier noch die Rede sein wird, gehöre ich zu den Menschen, die am Horizont den hellen Schein wahrnehmen und für die das berühmte Wasserglas immer eher halbvoll ist.

Meine Eltern hatten sich beim Tanzen kennengelernt, was mich jedes Mal, wenn sie davon erzählen, freut. Denn kann man sich einen beschwingteren Moment des Kennenlernens vorstellen? Es war ein spätsommerliches Studentenfest in Oslo.

Mein Vater hatte ein Stipendium für sein Studium der Nordischen Philologie, meine Mutter studierte Germanistik. Sie konnten sich von Anfang an in zwei Sprachen unterhalten, ganz zu schweigen von der internationalen Sprache der Liebe, die sie ebenfalls gut beherrschten. Denn schon wenige Monate später war meine Mutter mit meinem Bruder schwanger. Für meinen Vater und meine Mutter stellte sich damit schnell die Frage, wo sie ihr gemeinsames Leben als junge Eltern verbringen sollten: in der Metropole am Fjord oder viele Breitengrade südlicher in der noch ziemlich neuen Bundesrepublik. Meine Eltern wägen ganz pragmatisch Chancen und Risiken ab, und gleich nach der Hochzeit fanden sie sich in einem Liegewagen der norwegischen Staatseisenbahn wieder, der sie fein säuberlich nach Männern und Frauen getrennt Richtung Deutschland brachte.

»Es war ja unsere Hochzeitsnacht«, erinnerte sich meine

Mutter an die denkwürdige Reise. »Der Zufall wollte es, dass wir Wand an Wand lagen. Die ganze Nacht gaben wir uns Klopfzeichen. Liebes-Morse-Zeichen, bis es draußen hell wurde.«

Als sie in München ankamen, bestand ihr Besitz aus zwei Koffern, die mein Vater trug, und im Bauch meiner Mutter wuchs bereits mein Bruder heran. Damals regte sich schon das sogenannte Wirtschaftswunder, trotzdem waren in der Stadt noch überall die Wunden des Bombenkrieges zu entdecken. Wohnungen blieben Mangelware; eine zu kriegen erwies sich für ein junges Paar mit Kind und ohne Einkommen als schiere Unmöglichkeit. Die Mutter meines Vaters erbarmte sich, zog aus ihrer kleinen Wohnung aus und ließ all ihre Verbindungen spielen, um für sich eine noch winzigere Unterkunft zu ergattern. Zudem zahlte sie meinem Vater vorab den ganzen Teil seines Erbes aus, damit meine Eltern einigermaßen über die Runden kamen und mein Vater sein Studium in München fortsetzen konnte.

Viel Zeit und Geld für Schwabinger Vergnügungen gab es für die beiden nicht, doch sie hatten ja sich, was dazu führte, dass meine Mutter schon bald wieder schwanger wurde. Dieses Mal mit mir. Dem runden, fröhlichen Ding, das da kommen sollte.

Während ich dies schreibe, versuche ich, meine ersten Erinnerungen wachzurufen. Leider habe ich keine Bilder unserer Wohnung im Kopf, dafür erinnere ich mich an den Park, in dem wir spielten. Der Luitpoldpark, mitten in Schwabing. Während meiner Sandkastenzeit entwickelte sich Münchens bevölkerungsreichster Stadtteil zum

Synonym von Freizügigkeit und Lebenslust und wurde in den Siebzigern sogar zum Partynabel Deutschlands. Doch das fand in einem Paralleluniversum statt, das mit unserer Welt keine Berührungspunkte hatte. Für meine immer wieder mal von Heimweh geplagte Mutter blieb Schwabing ein bisweilen fremder Planet. Sie erzählte mir, wie sehr sie unter dem litt, was der Bayer »granteln« nennt. Oft habe sie das als harsch und abweisend empfunden, sagte sie, und immer wieder zeigte sich der Schatten des zurückliegenden Krieges. Eines Tages betrat sie das Geschäft eines Metzgers in der Nachbarschaft. Bevor sie ihre Wünsche äußern konnte, fuhr sie der Mann an: »Wo kimmsd du ha?«

»Aus Norwegen«, antwortete meine Mutter, höflich wie immer.

Der Mann legte sein blutiges Schlachtermesser zur Seite, krepelte den Ärmel seiner Metzgerkutte hoch und wies auf eine hässliche Narbe, die sich über den Oberarm zog.

»Das ist Norwegen«, sagte er. Dann griff er zum Schlachtermesser, was das Letzte war, das meine Mutter sah, bevor sie fluchtartig den Laden verließ.

Im Luitpoldpark allerdings war das Leben in Ordnung. Es gab einen riesigen Sandkasten, in dem ich, mein Bruder und noch viele weitere Kinder die Zeit verbrachten. Heute kommt es mir vor, als hätten sich alle geburtenstarken Jahrgänge der sechziger Jahre in diesem Sandkasten getummelt, denn noch immer habe ich das Geschrei im Ohr, das nur glücklich spielende Kinder von sich geben können, die noch nichts davon ahnen, was die Narben des Lebens bedeuten. Während wir im Sand tobten, saß meine Mutter mit anderen Müttern auf den Bänken, die

den Spielplatz umgaben, und steckte ihre Nase in ein Buch. So sehe ich sie noch heute vor mir: lesend, und dabei immer wieder aufblickend, um sofort zu erkennen, welchen Unsinn wir Jungs gerade ausheckten. Meine Mutter wollte den Anschluss nicht verpassen, damit sie über kurz oder lang ihr Studium wieder aufnehmen konnte. Wann immer ich der Meinung war, dass ihre Aufmerksamkeit mir anstatt dem komischen Ding in ihrer Hand gelten sollte, packte ich Kuchenförmchen und Schäufelchen und buk meine Sandkuchen neben ihr auf der Bank oder gleich in ihrem dicken Schmöker. Gab man mir eine Bühne, versteckte ich mich nicht wie andere Kinder. Gab man mir keine, schuf ich sie mir. Dann zog ich mir eine Gardine über den Kopf, die ich in einem alten Karton gefunden hatte, und wurde zu Hui Buh, dem Schlossgespenst. Ich war der, der unterm Tisch hockte, um irgendwann mit Indianergeheul aufzutauchen und die Tischgesellschaft gefangen zu nehmen.

ADHS-Syndrom würden Pädagogen heute vielleicht über mein Verhalten sagen, doch meine Mutter machte sich keine Sorgen. Sie legte lachend das Buch weg und nahm mich auf den Schoß. Auch mein Vater ließ sich von meinen Clownerien niemals aus der Ruhe bringen. Heute kann ich mit Fug und Recht behaupten, dass meine Kindheit aus Essen, Schlafen, Kuseln und Spielen bestand. Ich finde, darauf lässt sich ein anständiges Leben aufbauen.

Zu dieser Zeit wusste man selbst im fortschrittlichen Schwabing noch kaum etwas über den Feminismus. Auch meine Mutter, die schon damals das in Deutschland vor-

herrschende Frauenbild und die starren Geschlechterrollen als altmodisch und rückwärtsgewandt empfand, sollte sich erst Jahre später in der Frauenbewegung engagieren. Aber sie war wie mein Vater auch von jeher eine überzeugte, wenn auch nicht dogmatische Pazifistin. Umso überraschender kam ein ungewöhnliches Jobangebot ins Haus geflattert, das sie nach reiflicher Überlegung auch annahm: Lehrkraft für Norwegisch an einer US-Kaserne in der bayrischen Pampa. Zu dieser Zeit waren in Deutschland noch Hunderttausende Soldaten der siegreichen Alliierten stationiert: Engländer im Westen und Norden, Franzosen und Kanadier im Südwesten, die Amerikaner fast überall, also auch in Bayern. Lenggries, im schönen Isarwinkel gelegen inmitten des bayerischen Alpenvorlandes, beherbergte nicht nur eine Einheit deutscher Gebirgsjäger der noch jungen Bundeswehr, sondern auch ein umfassendes Kontingent amerikanischer Soldaten. Die suchten nach einer Muttersprachlerin, die einer Handvoll Männern aus Georgia, Oklahoma, Wyoming und weiß der Kuckuck woher norwegische Vokabeln und Grammatik beibringen sollte. Das kam einigermäßen überraschend, hatte aber einen pragmatischen Grund: Ganz im Norden grenzte Norwegen auf fast zweihundert Kilometern Länge direkt an die Sowjetunion. Mit Argusaugen blickten eine Menge Leute in diesen eisigen Zeiten des Kalten Krieges auf die Grenze zwischen Nato und Warschauer Pakt. Daher dachten die Amerikaner, dass es gut wäre, ein paar Leute mit zumindest rudimentären norwegischen Sprachkenntnissen da oben zu stationieren. Da diese in Lenggries ausgebildet werden sollten, kam meine Mutter ins Spiel.

Wir brachen also unsere Zelte in Schwabing ab und machten uns auf Richtung Karwendelgebirge. In Lengries angekommen, bezogen wir eine kleine Wohnung über einem Landgasthof, wo Abend für Abend die einheimische Bevölkerung Lieder sang, in denen viele Vokale und wenige Konsonanten vorkamen. Wenn mein Vater gerade in München seinem Studium nachging und auch sonst keine Kinderbetreuung aufzutreiben war, nahm meine Mutter gelegentlich mich und meinen Bruder einfach mit in die Kaserne. Während sie sich redlich mühte, den nur begrenzt lernwilligen GIs, von denen so mancher gerade erst aus dem traumatischen Kriegseinsatz in Vietnam gekommen war, ein paar Brocken Norwegisch beizubringen, blieb mein Bruder brav auf seinem Stühlchen sitzen, während ich die GIs mit lustigen Faxen unterhielt. Mochte meine Mutter anfänglich etwas verwundert darüber sein, dass ihre Ausführungen und die Tatsache, dass auf Norwegisch »Krieg« »krig«, »Grenze« »grense« und »amerikanisch« »amerikanisk« heißt, zu wahren Heiterkeitsausbrüchen bei den Soldaten führte, bemerkte sie schnell, dass ich hinter ihrem Rücken die infantile Sau rausließ, herumhampelte, Grimassen zog und alles tat, um zu verhindern, dass die GIs mitbekamen, dass »farlig« gefährlich bedeutet.

In der Zwischenzeit beendete mein Vater sein Studium mit der Promotion und wurde im Herbst 1966 wissenschaftlicher Assistent an der Universität Bonn. Ab jetzt war die Bundeshauptstadt Bonn unsere neue Heimat, weit von Bayern entfernt im rheinischen Tiefland gelegen.

»Bonn ist halb so groß wie der Zentralfriedhof von

Chicago, aber doppelt so tot«, lästerte der englische Schriftsteller John le Carré, während der künftige Bundeskanzler Helmut Schmidt ins gleiche Rohr blies: »Als deutsche Hauptstadt ein trauriger Witz, aber Realität.«

Mir als Dreikäsehoch von vier Jahren war das so hoch wie breit, und auch meine Eltern fühlten sich von Anfang an im »Bundesdorf« gut aufgehoben. Bonn machte mich zwar nicht zum rheinischen Jeck – diese Aufgabe durfte später Köln übernehmen –, aber der Umgangston war schon wesentlich entspannter als im grantelnden München.

Meine Eltern fuhren einen VW-Käfer, und der lief und lief und lief, wie es die Reklame versprach. Er lief bis Norwegen, und das mindestens einmal im Jahr, denn schließlich lebte ein Großteil unserer Verwandtschaft in Oslo. Für meinen Bruder und mich war das stets ein aufregendes Abenteuer, auch wenn ich bereits hinter Wuppertal quengelte, wann wir endlich ankämen. In Kiel verfrachteten wir den Käfer an Bord einer Fähre Richtung Oslo, die, daran erinnere ich mich gut, Punkt dreizehn Uhr von der Kaimauer ablegte. Die nächsten Stunden gehörten der Erkundung des Schiffes. Zusammen mit meinem Bruder streifte ich überall herum. Zwei kleine Jungs entdeckten die große Welt, und zwar auch dann, wenn wir eigentlich brav in unserer Kabine sein sollten.

Es war spät am Abend und der mittlere Seegang des Kattegat sollte uns eigentlich in den Schlaf wiegen, da hatte mein Bruder die phantastische Idee, dass wir nach den Eltern sehen sollten. Ihre Betten waren leer, also gab mein Bruder, der in meinen Augen mindestens Kapitäns-

rang einnahm, den Befehl, das Schiff zu durchsuchen. Wir kamen in einen Salon, in dem eine Tanzkapelle spielte und Deutsche wie Norweger mit hochroten Gesichtern dem Duty-Free-Alkohol zusprachen. Dort wurden wir mit großem Hallo empfangen, zwei Steppkes in karierten Schlafanzügen, die nach Mama und Papa suchten. Als wir sie fanden, wäre ich am liebsten sofort mit ihnen auf die Tanzfläche gestürmt, aber nach einer Cola und vielen guten Worten ließen wir uns dann doch zurück zur Kabine bringen. Schlugen wir dann nach kurzer Nacht die Augen auf, befand sich das Schiff bereits im Oslofjord. Ist es ein Wunder, dass ich mich von Anfang an fühlte, als käme ich dort ebenfalls nach Hause? Wir sagen zwar, wir haben ein Vaterland und eine Muttersprache, doch ich habe auch ein Mutterland und eine Vatersprache. Ich fühle mich doppelt gesegnet.

Zum Glück legten meine Eltern von Anfang an Wert darauf, dass wir zweisprachig aufwuchsen. Anfang der sechziger Jahre war das alles andere als selbstverständlich. Viele Pädagogen dieser Epoche hatten etwas dagegen einzuwenden. »Die Kinder werden alles durcheinander bringen«, sagten sie. »Das macht sie sprachlich unsicher, und so werden sie für immer redegehemmt sein.«

Nun, ich bin der beste Gegenbeweis dieser abstrusen Theorie. Ich sprach zwei Sprachen, bevor ich wusste, dass ich zwei Sprachen spreche. Der Übergang war immer fließend. Legte das Schiff in Kiel ab, redete ich Deutsch. Legte es in Oslo an, ging es mit Norwegisch weiter. Auf hoher See wechselte ich einfach ab, selbst wenn meinen Bruder und mich gelegentlich die Seekrankheit erwischte und wir über Bord spuckten, was wir gerade voller Ge-

nuss in uns reingelöffelt hatten: Dann rief ich »mir wird schlecht« mal auf Deutsch, mal auf Norwegisch. Abgesehen von solch kleinen Zwischenfällen genoss ich das gemächliche Dahinschaukeln auf dem Schiff. Als ich viele Jahre später bei einer Ägyptenreise mit Kollegen einer Fernsehproduktionsfirma, für die ich als Producer arbeitete, auf einem schönen alten Kahn den Nil hinunterschipperte, war dieses Gefühl sofort wieder da. Und natürlich gönnte ich mir auch irgendwann eine Fahrt auf der klassischen Postschiffroute Hurtigruten. Schiffsreisen haben zwar auch ihre Nicklichkeiten, die ich überwinden muss – ich bin nun mal nicht gerne mit Leuten eingesperrt, die ich mir nicht selbst ausgesucht habe –, dagegen steht aber diese wunderbar altmodische Art des Vorwärtkommens. Eile mit Weile beschreibt ganz treffend mein Leben – allerdings in der Version »eile oder weile«. Mal eile ich, mal weile ich, so wie es sich gehört für einen Menschen, der halb Nomade und halb Sesshafter ist. Womöglich wurde auf den langen Reisen von Bonn nach Oslo in mir dieser Samen gepflanzt, dass ich zeitlebens kein Stubenhocker sein würde. Manchmal wünsche ich mir zwar, irgendwo anzukommen, gleichzeitig zieht mich das Leben immer wieder weiter. So entwickelten sich in mir die zwei gegensätzlichen Pole, die noch heute mein Leben beeinflussen: die Sehnsucht, anzukommen, und gleichzeitig die Angst davor. Denn ich weiß nicht, was Ankommen bedeutet. Hält uns nicht eine eigentümliche Sehnsucht nach dem Fremden am Leben? Und erlischt unser Feuer, wenn wir irgendwann das Ziel erreichen? Darauf habe ich bis heute keine Antwort gefunden. Was ich allerdings mit Sicherheit sagen kann, ist:

Nach jeder Reise kehre ich immer wieder gerne in meinen Kulturkreis zurück. Alles, was ich in meinem Berufsleben tue – sei es Filme drehen, Theater spielen, moderieren oder Fernsehshows entwickeln, hat immer mit meiner Liebe zur Sprache zu tun. Vatersprache und Muttersprache sind es, die mich immer wieder an den Ursprung zurückführen.